

Embryonen nutzen oder sterben lassen?

Die Gentechnikritikerin Pascale Steck und Ständerätin Anita Fetz kreuzen die verbalen Klagen

Uneinige Feministinnen. Die Argumente von Pascale Steck (links) gegen die Stammzellenforschung gleichen jenen, die Anita Fetz Mitte der 80er Jahre gegen die künstliche Befruchtung vorgebracht hat.

Ständerätin Anita Fetz will die Forschung an Stammzellen in der Schweiz erlauben, weil sie Hoffnung für Kranke bringt. Gentechnikritikerin Pascale Steck will die Technologie verbieten, weil sie befürchtet, sie könnte zu einem instrumentellen Menschenbild führen.

baz: Frau Fetz, Mitte der 80er Jahre haben Sie an vorderster Front gegen die künstliche Befruchtung politisiert. Sie sagten damals, die Technik würde der Wissenschaft «Rohstoff» für genetische Manipulationen am Menschen liefern. Heute treten Sie dafür ein, Embryonen, deren Entstehung Sie verhindern wollten, als «Rohstoff» für Stammzellenforschung einzusetzen. Wie kam es zu diesem Gesinnungswandel?

Anita Fetz: In der Tat habe ich mich schon sehr lange mit dem Thema beschäftigt. Damals ging es für mich und meine feministischen Kolleginnen um die Kommerzialisierung des weiblichen Körpers durch den Zugriff auf die Eizelle. Dies wollten wir verhindern. In den letzten 15 Jahren habe ich einige Freundinnen mit Kinderwunsch erlebt, die fortpflanzungsmedizinische Hilfe und auch In-vitro-Fertilisation in Anspruch nahmen. Dieser lebenspraktische Bezug leitete meinen Meinungswandel ein. Gleichzeitig habe ich mich immer für die Entkriminalisierung des Schwangerschaftsabbruchs eingesetzt. Hier habe ich mich von Anfang für eine sehr liberale Regelung eingesetzt. Und so wurde für mich das Recht auf einen Schwangerschaftsabbruch und das Verbot der In-vitro-Fertilisation zu einem Widerspruch. Letztes Jahr hat das Volk der Fristenlösung endlich zugestimmt.

Frau Steck, Sie befürworten die straffreie Abtreibung von drei Monate alten Embryos, wehren sich aber gegen die Verwendung von drei Tage alten Embryos für die Stammzellenforschung. Wie begründen Sie das?

Pascale Steck: Sie haben den Knackpunkt bereits erwähnt: Es geht um die Verwendung von Embryonen. Abtreibung von Embryonen und Forschung mit Embryonen sind zwei verschiedene Dinge. Bei der Abtreibung darf die Mutter ihr eigenes Wohl über das Wohl des Embryos stellen. Das bedeutet - nach einem in aller Regel seelisch sehr schmerzhaften Entscheidungsprozess - den Tod des Embryos. Und so müssen auch die überzähligen Embryonen aus künstlichen Befruchtungen dem Tod überlassen werden.

Bei der Stammzellenforschung hingegen sollen Embryonen plötzlich verfügbar werden, eine Situation, die weder bei einer Abtreibung noch bei einer künstlichen Befruchtung besteht. Die Embryonen sollen nun zum Zwecke der Stammzellenforschung getötet werden. Gegen diese Instrumentalisierung und Nutzung von Embryonen wehren wir uns.

Fetz: Für mich ist hier der entscheidende Punkt im Gesetz: Der Handel mit Embryonen ist verboten. Nur überzählige aus der Praxis der künstlichen Befruchtungsmedizin dürfen verwendet werden. Ob man diese absterben lässt oder noch maximal sieben Tage für Forschungszwecke benutzen darf, halte ich für eine Güterabwägung.

Frau Steck, warum ist es besser, Embryonen sterben zu lassen, als sie für eine Forschung zu nutzen, von der vielleicht einmal eine grosse Anzahl Menschen profitieren könnte?

Steck: Wenn wir uns an unseren Embryonen vergreifen, bewirkt dies eine Veränderung unseres Menschenbildes, die wiederum grosse Auswirkungen auf die Gesellschaft hat, in der dies geschieht. Deshalb war es uns auch wichtig, dass es zur Volksabstimmung kommt. Wenn nun gesagt wird, es handle sich «nur» um Grundlagenforschung und diene nicht kommerziellen Zielen, gleichzeitig aber mit der Heilung von Millionen von Diabetes- oder Parkinsonkranken argumentiert wird, dann ist das für mich ganz klar ein Widerspruch. Dazu kommt, dass Patentierungen in diesem Bereich ausdrücklich möglich sein sollen. Das macht doch deutlich: Letztlich geht es den Befürwortern auch um den Profit.

Fetz: Ich verstehe die Angst vor einem instrumentellen Menschenbild. Wir gehen jetzt vielleicht an eine ethische Grenze. Dessen muss sich unsere Gesellschaft bewusst sein. Deshalb bin auch ich froh um die politische Diskussion, die jetzt stattfindet. Zur Hoffnung auf Heilung und eventueller Kommerzialisierung dieser Hoffnungen in Form von Medikamenten gilt für mich persönlich: Wenn es für einen kranken Menschen Hoffnung gibt, dann will ich sie nutzen - auch wenn die Medikamente teuer sind.

Steck: Wenn ich an die grosse Zahl von Embryonen denke, die für diese Art kommerzieller Forschung nötig würden, dann ist das genau die Form von Instrumentalisierung und Nutzung von Embryonen, gegen die wir uns ganz stark wehren. Ganz abgesehen davon wissen wir gar nicht, wie viele überzählige Embryonen in der Schweiz überhaupt anfallen. Da geistern die verschiedensten Zahlen herum.

Befürchten Sie wirklich, dass es zu einer neuen eugenischen Welle kommt, beziehungsweise, dass Missbräuche der Technologie mit dem Gesetz nicht unterbunden werden könnten?

Steck: Diese Tendenzen sind in der Schweiz heute schon vorhanden. Zum Beispiel soll das Verbot der Präimplantationsdiagnostik aufgehoben werden, natürlich unter sogenannten restriktiven Bedingungen wie sie jetzt bei den Stammzellen versprochen werden. Und dort sagt man uns heute, man wolle nur die Stammzellen erforschen, später wird es um den ganzen Embryo gehen, und schliesslich wird die Forderung nach dem therapeutischen Klonen kommen. Es gibt heute schon Forscher, gerade hier in Basel, die sagen, das Gesetz, über das wir jetzt abstimmen, sei bereits veraltet.

Wie stehen Sie zum therapeutischen Klonen, Frau Fetz. Werden Sie zustimmen, wenn die Forderung kommt?

Fetz: Das weiss ich noch nicht. Ich will nicht ausschliessen, dass man diesen Schritt einmal tut. Ich setze mich für Forschungsfreiheit innerhalb ethischer Leitplanken ein. Die Forscher müssen aber auch fähig sein, der Bevölkerung zu erklären, wofür sie forschen. Blankochecks gibt es nicht.

Frau Steck, welche Alternativen zu den embryonalen Stammzellen sehen Sie?

Steck: Auch die adulten Stammzellen haben ein erhebliches Potenzial für Therapien. Sie werden schon heute in verschiedensten Bereichen eingesetzt. Man hegt die Hoffnung, dass adulte Stammzellen sogar rückprogrammiert werden können, so dass sie im Prinzip die gleichen Fähigkeiten haben wie die embryonalen. Wir sind der Meinung: Solange die Forschung an adulten Stammzellen nicht ausgeschöpft ist, ist die Forschung mit embryonalen kein Thema.

Fetz: Die Fachleute sagen, es braucht beides. Und so habe ich mich auch entschieden: Das eine tun, und das andere nicht lassen. Mich hat das Argument unseres Fraktionsmitglieds und Arztes Franco Cavalli überzeugt, dass auf beiden Seiten geforscht werden muss. Es gibt Forschungsziele, die nur mit embryonalen Stammzellen erreicht werden können.

Steck: Das wird man sehen. Die adulten Stammzellen sind ethisch nicht umstritten, weil man sie von erwachsenen, zustimmungsfähigen Personen erhält.

Fetz: Die embryonalen auch.

Steck: Nein, dort sagen die potenziellen Eltern ja oder nein. Der Embryo kann sich nicht dazu äussern, wird also instrumentalisiert. Dagegen wehren wir uns, und deshalb fordern wir hier ein Verbot.

Fetz: Ein Embryo «gehört» der Frau und allenfalls ihrem Partner. Laut Gesetz müssen beide zustimmen, damit ihre überzähligen Embryonen für Forschungszwecke genutzt werden dürfen.

Frau Steck, als Vertreterin des Basler Appells gegen Gentechnologie müssen Sie damit rechnen, dass adulte Stammzellen genetisch verändert werden müssen, damit sie den Zwecken dienen, die sie vorhin als erstrebenswert bezeichnet haben.

Steck: Demgegenüber wären wir natürlich kritisch eingestellt. Bis jetzt konnte mit Stammzellen schon therapiert werden, ohne dass sie gentechnisch manipuliert werden mussten. Ob das notwendig sein wird, werden wir sehen. Damit werden wir uns auseinander setzen, wenn es so weit ist.

Fetz: Ich unterscheide da wie die Bevölkerung zwischen «roter» und «grüner» Gentechnologie. Die rote Gentechnik für die Medizin befürworte ich, die grüne Gentechnik in der Landwirtschaft nicht. Und deshalb unterstütze ich auch die Initiative für ein fünfjähriges Moratorium beim Anbau von gentechnisch veränderten Nutzpflanzen in der Schweiz. Da gibt es zwar einen kleinen, untergeordneten Widerspruch in Bezug auf die Forschungsfreiheit, aber nicht in Bezug auf das, was die Bevölkerung will oder was die Pharmaindustrie braucht. Und schon gerade gar nicht in Bezug auf das, was die Landwirtschaft benötigt und die Konsumentinnen wollen: biologische Produkte!

Steck: Es ist schon eigenartig. Wenn es um einen Forschungsversuch mit ein paar gentechnisch veränderten Pflanzen auf acht Quadratmetern geht, ist der Aufschrei riesig. Wenn es jedoch um ethisch wirklich relevante Fragen geht, in welche Richtung die Gesellschaft gehen soll, ist ausser uns praktisch niemand mehr da, der warnt.

Frau Fetz: Was geht verloren, wenn das Gesetz abgelehnt wird?

Fetz: Die Hoffnung, dass schwere Krankheiten in Zukunft vielleicht geheilt werden können. Diese Hoffnung will ich den Betroffenen nicht nehmen. Und das Stammzellengesetz lässt diese Hoffnung zu.

Frau Steck: Was gewinnen wir, wenn das Gesetz abgelehnt wird?

Steck: Die Tür zum therapeutischen Klonen und weiteren bedenklichen Tendenzen bleibt vorerst geschlossen. Und wir erhalten die Chance, die embryonale Stammzellenforschung im zu beratenden Gesetz über die Forschung am Menschen definitiv zu verbieten.

Anita Fetz

Historikerin. Anita Fetz (47) ist Ständerätin des Kantons Basel-Stadt und war Mitglied der nationalrätlichen Kommission, die das Stammzellenforschungsgesetz beraten hat. Die Historikerin sass 1985 bis 1990 für die Progressiven Organisationen (Poch) schon einmal im Nationalrat. Mitinhaberin der Unternehmensberatungsfirma femmedia.

Pascale Steck

Biologin. Pascale Steck (34) ist Geschäftsführerin des Basler Appells gegen Gentechnologie. Der Verein wehrt sich unter anderem gegen die gentechnische Auswahl und Genmanipulation beim Menschen. Steck studierte an den Universitäten Freiburg i. Brsg. und Zürich Biologie und bildete sich in Naturpädagogik weiter. Pascale Steck ist Mutter eines Sohnes.

Interview: Thomas Müller